

LESEPROBE

Marc Aurin

Lies dich frei

*90 befreiende Geschichten, die das lösen, was dich
im Leben zurückhält. Indem du sie liest.*

Hinweis für den Leser

Dieses Buch will nicht durchgelesen werden. Es will benutzt werden.

Lies eine Geschichte, vielleicht zwei. Dann leg das Buch beiseite und lass sie arbeiten. Die meisten dieser Geschichten sind Hunderte, manche Tausende Jahre alt. Sie haben überlebt, weil sie etwas können, das Ratschläge nicht können: Sie erklären dir nichts. Sie zeigen dir etwas, und was du darin erkennst, gehört dir.

Du kannst vorne beginnen oder mitten im Buch. Du kannst nach dem Inhaltsverzeichnis gehen oder das Buch irgendwo aufschlagen und die Geschichte nehmen, die dich heute findet. Beides funktioniert.

Unter jeder Geschichte steht eine einzige Zeile mit der Überschrift „Was sich löst“. Lies sie erst, wenn die Geschichte in dir ausgeklungen ist. Und wenn du sie anders verstehst als diese Zeile: Vertrau deiner Lesart. Sie ist für dich die richtige.

Zur Herkunft: Keine Geschichte in diesem Buch wird mit einer erfundenen Herkunft oder einem falschen Alter geschmückt. Jede nennt ehrlich, woher sie stammt, und wo eine Herkunft nicht belegbar ist, steht genau das dabei.

Alle Texte sind in eigenen Worten nacherzählt. Vier Geschichten habe ich selbst für dieses Buch geschrieben, auch das steht ehrlich dabei.

Vorwort

Es gibt Sätze, die du seit Jahren kennst und die trotzdem nichts in dir bewegen. „Lass los.“ „Vergleich dich nicht.“ „Sei gut zu dir.“ Du weißt, dass sie stimmen. Und sie erreichen dich nicht. Wissen allein löst nichts.

Geschichten arbeiten anders. Eine Geschichte diskutiert nicht mit dir. Sie stellt dir keine Diagnose und gibt dir keine Hausaufgaben. Sie nimmt dich an der Hand, führt dich in eine Werkstatt in China, an ein Stadttor im Süden, an ein Krankenbett, ans Meer. Und während du zuschaust, wie ein anderer Mensch ringt, scheitert, aufsteht, geschieht in dir etwas Eigenartiges: Du erkennst dich. Ohne dass jemand mit dem Finger auf dich gezeigt hätte.

Genau darum können Geschichten lösen, was Argumente nicht einmal berühren. Der Verstand hat an einer Geschichte nichts zu verteidigen. Sie handelt ja von jemand anderem. So kommt sie an den Wachposten vorbei und legt ihre Frage dort ab, wo deine eigentlichen Entscheidungen fallen. Manchmal merkst du es sofort. Öfter merkst du es drei Tage später, wenn du in einer alten Situation plötzlich neu reagierst.

Für dieses Buch habe ich neunzig Geschichten ausgewählt, geordnet nach dem, was sie lösen: den zu strengen Blick auf dich selbst, das schnelle Urteil über andere, die

Angst, nicht zu genügen, das Klammern an Geld und Gültigkeit, das Hadern mit Schmerz und Verlust, die Unruhe, die dich nachts wachhält. Es sind Volksmärchen und Fabeln darunter, Gleichnisse aus den Evangelien, Zen-Anekdoten, Sufi-Geschichten, chassidische Erzählungen und einige moderne Stücke, die sich neben den alten behaupten.

Ich habe jede einzelne auf ihre Herkunft geprüft. Was belegbar ist, steht dabei. Was sich nicht belegen lässt, wird nicht mit einem erfundenen Alter geadelt, sondern ehrlich benannt. Ich glaube nämlich, dass du einer Geschichte nur dann wirklich vertraust, wenn auch der Rahmen stimmt, in dem sie dir erzählt wird.

Nimm dir Zeit. Neunzig Geschichten sind kein Wochenende, sie sind ein Vorrat. Eine am Morgen, eine am Abend, eine in einer schweren Stunde. Du musst dafür nichts können und nichts leisten. Lesen genügt.

Marc Aurin

ERSTER TEIL

Selbstliebe

Vieles von dem, was dich zurückhält, beginnt mit dem Blick, den du auf dich selbst richtest. Die Geschichten in diesem ersten Teil erzählen von Menschen, die aufhören, jemand anderes sein zu wollen. Nicht, weil sie sich verbessert hätten. Sondern weil sie erkennen, was schon da ist.

12 Geschichten

1. Warum bist du nicht Sussja gewesen

In dem kleinen Ort Hanipol lag Rabbi Sussja im Sterben. Es war Nacht, in der Stube brannte eine einzige Kerze, und um sein Bett standen seine Schüler und schwiegen. Draußen bellte irgendwo ein Hund, drinnen hörte man nur den flachen Atem des alten Mannes.

Sussja war sein Leben lang ein einfacher Mann gewesen. Kein großer Gelehrter, kein gefeierter Prediger. Er hatte in zerrissenen Stiefeln die Dörfer durchwandert, hatte mit den Bauern gelacht und mit den Armen geweint, und wer ihm begegnet war, hatte danach oft das Gefühl gehabt, einem Menschen begegnet zu sein, der ganz und gar er selbst war.

Nun aber, in seiner letzten Stunde, sahen die Schüler, dass ihrem Meister Tränen über das Gesicht liefen. Das erschreckte sie. Einer beugte sich zu ihm hinunter und fragte: „Rabbi, warum weinst du? Du hast doch nichts zu fürchten. Du warst fromm wie Abraham, demütig wie Mose. Was sollte man dir drüben vorwerfen können?“

Sussja schüttelte langsam den Kopf. Seine Stimme war nur noch ein Flüstern, aber jedes Wort war deutlich. „Wenn ich vor den himmlischen Richter trete“, sagte er, „wird man mich nicht fragen: Sussja, warum bist du nicht

Abraham gewesen? Ich war nicht Abraham. Man wird mich auch nicht fragen: Sussja, warum bist du nicht Mose gewesen? Ich hatte weder seinen Auftrag noch seine Kraft, und das weiß der Ewige besser als ich.“

Er holte noch einmal Atem. „Man wird mich nur eines fragen: Sussja, warum bist du nicht Sussja gewesen? Warum bist du nicht ganz der Mensch geworden, der du hättest sein können? Und seht, meine Kinder: Auf diese eine Frage muss ich eine Antwort haben.“

WAS SICH LÖST

Kein Mensch wird daran gemessen, ob er ein anderer war. Die einzige Aufgabe, die niemand für uns übernehmen kann, ist die, wir selbst zu werden.

HERKUNFT

Chassidische Erzählung über Rabbi Meschullam Sussja von Hanipol, gestorben 1800, einen Schüler des Maggid von Mesritsch. Schriftlich überliefert durch Martin Buber in seinen Sammlungen chassidischer Geschichten, deutsch in „Die Erzählungen der Chassidim“ und in den „Schriften zum Chassidismus“.

2. Der Fuchs und die Trauben

Spätsommer, früher Nachmittag. Über dem Weinberg stand die Hitze, es roch nach warmer Erde, und oben an der Mauer, wo sich die Reben über die Steine zogen, hingen Trauben. Dunkelblau, prall, mit einem feinen Schimmer auf den Beeren.

Unten am Weg stand ein Fuchs. Er war die ganze Nacht unterwegs gewesen, an den Hühnerställen des Dorfs vorbei, deren Riegel fest saßen, und über abgeerntete Felder, auf denen keine Maus mehr raschelte. Seit zwei Tagen hatte er kaum etwas gefressen, der Bauch hing ihm leer zwischen den Flanken. Er hob die Nase, und der süße Geruch zog ihm bis in den Magen.

Er duckte sich und sprang. Seine Zähne schnappten eine Pfotenbreit unter der untersten Beere zusammen. Er landete im Staub, schüttelte sich, nahm Anlauf und sprang wieder. Wieder nichts. Er versuchte es von der Seite, er versuchte es vom Mauervorsprung aus, er sprang und sprang, bis ihm die Zunge aus dem Maul hing und die Flanken pumpten. Über ihm schaukelten die Trauben leise im warmen Wind.

Der Fuchs stand eine Weile still und sah hinauf. Die Trauben hingen da und rührten sich nicht.

Dann setzte er sich, strich sich mit zwei Pfotenstrichen den Staub aus dem Fell, drehte sich um und trottete den Weg hinunter, den Schwanz hoch, den Kopf noch höher.

„Die sind ja noch gar nicht reif“, sagte er im Gehen, laut genug, dass jeder es hören musste. „Sauer sind die. Ich mag keine sauren Trauben.“

Hinter ihm, in der stillen Nachmittagshitze, hingen die Trauben über der Mauer. Schwer, süß und reif.

WAS SICH LÖST

Was wir nicht bekommen, reden wir gern schlecht, um die Enttäuschung nicht spüren zu müssen. Ehrlicher und heilsamer ist das Eingeständnis: Ich wollte es, und ich habe es diesmal nicht erreicht.

HERKUNFT

Äsopische Fabel, Perry-Index 15. Lateinische Fassung bei Phaedrus („De vulpe et uva“), später bei La Fontaine und in vielen deutschen Bearbeitungen. Auf die Fabel geht die Redewendung von den sauren Trauben zurück; die Psychologie nennt das Verhalten des Fuchses Rationalisierung.

3. Der Schlüssel unter der Laterne

Es war schon Nacht, als ein Nachbar den Mullah Nasreddin auf der Straße fand. Der alte Mann rutschte auf den Knien durch den Staub, im gelben Lichtkreis einer Laterne, und tastete mit beiden Händen den Boden ab.

„Mullah, was machst du da?“, fragte der Nachbar.

„Ich habe meinen Schlüssel verloren“, sagte Nasreddin, ohne aufzusehen.

Der Nachbar ließ seinen Korb stehen und kniete sich dazu. Gemeinsam suchten sie den Lichtkreis ab, Stein für Stein. Sie schoben Sand beiseite, hoben welke Blätter auf, fuhren mit den Fingern die Ritzen zwischen den Pflastersteinen entlang. Die Laterne knisterte leise über ihnen. Eine Stunde verging, die Knie schmerzten, die Hände wurden grau vom Staub. Kein Schlüssel.

Schließlich setzte sich der Nachbar auf die Fersen und wischte sich die Stirn. „Mullah, sag mir genau: Wo hast du den Schlüssel verloren?“

„Drinne“, sagte Nasreddin, „in meinem Haus.“

Der Nachbar starrte ihn an. „In deinem Haus? Und warum suchst du ihn dann hier draußen auf der Straße?“

Nasreddin richtete sich auf und zeigte auf die Laterne. „Weil hier mehr Licht ist. In meinem Haus ist es dunkel.“

WAS SICH LÖST

Wir suchen das, was uns fehlt, gern dort, wo es bequem und hell ist. Gefunden wird es nur dort, wo wir es verloren haben, und das ist oft das eigene, dunkle Innere.

HERKUNFT

Geschichte aus der Überlieferung um Nasreddin Hodscha, in persischen Fassungen sucht er einen Ring statt eines Schlüssels. Von Sufi-Lehrern als Lehrgeschichte genutzt, unter anderem durch Idries Shah bekannt gemacht. Im Westen kursiert seit den 1920er Jahren eine Variante mit einem Betrunkenen, in der Wissenschaft als Straßenlaterneneffekt sprichwörtlich.

4. Das Bleistift-Gleichnis

Der Junge kam an einem Regennachmittag aus der Schule und ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen. In seinem Heft prangte ein dicker roter Strich quer über der Rechenaufgabe, und die halbe Klasse hatte gelacht. Er setzte sich an den Küchentisch seiner Großmutter, verschränkte die Arme und starrte auf das Wachstuch.

Die Großmutter fragte nichts. Sie saß am anderen Ende des Tisches und schrieb einen Brief. Es war still im Haus, nur ihr Bleistift kratzte leise über das Papier, und draußen tropfte der Regen von der Dachrinne.

Nach einer Weile wurden die Linien auf ihrem Blatt breit und grau. Sie hielt den Stift gegen das Fenster: Die Spitze war stumpf, das Holz abgegriffen und angekauert. „So schreibt er nicht mehr“, sagte sie, holte das kleine Messer mit dem Horngriff aus der Schublade und begann, den Bleistift anzuspitzen. Feine Späne ringelten sich auf das Wachstuch, es roch nach Zedernholz. Span um Span fiel, und der Junge sah zu, wie das Messer dem Stift Stück für Stück etwas wegnahm.

„Tut ihm das nicht weh?“, fragte er, halb im Spaß.

Die Großmutter drehte den Stift langsam weiter. „Doch“, sagte sie. „Es nimmt ihm etwas. Aber sieh hin: Alles, was da fällt, ist nur Holz. Die Mine bleibt. Und wenn es vorbei ist, schreibt er feiner als vorher.“

Sie blies die letzten Krümel fort, setzte den Stift aufs Papier und zog einen dünnen, klaren Strich. Dann schrieb sie weiter an ihrem Brief, als wäre nichts gewesen.

Der Junge blieb noch lange am Tisch sitzen. Irgendwann schob er die Späne mit der Handkante zu einem kleinen Haufen zusammen, und als die Großmutter fertig war, nahm er den Bleistift und drehte ihn zwischen den Fingern. Er sah jetzt anders aus als vorher.

WAS SICH LÖST

Manche Schmerzen nehmen dir nur, was außen ist. Was dich ausmacht, bleibt, und danach schreibst du feiner als vorher.

HERKUNFT

Verfasser unbekannt. Die Parabel kursiert seit den 1990er Jahren im Englischen als „The Parable of the Pencil“ in christlichen und motivierenden Sammlungen. Weltweit bekannt wurde sie durch Paulo Coelhos Fassung mit Großmutter und Enkel in „Sei wie ein Fluß, der still die Nacht durchströmt“ (2006). Eine ältere, belegbare Originalquelle gibt es nicht.

5. Der Steinhauer

Am Fuß eines Berges lebte ein Steinhauer. Tag für Tag stand er am Fels, schlug Blöcke aus der Wand und hörte den hellen Klang seines Meißels. Er war zufrieden, denn er kannte nichts anderes.

Eines Tages trug er einen Grabstein in die Stadt und kam am Haus eines reichen Mannes vorbei. Er sah die seidenen Kissen, die Diener, die kühlen Getränke. „Ach“, seufzte er, „wäre ich doch reich.“ Im Berg wohnte ein Geist, und der Geist hörte ihn. „Du sollst es sein“, sprach eine Stimme.

Da war der Steinhauer ein reicher Mann. Er lag auf seidenen Kissen, bis eines Tages ein Fürst vorbeizog, mit Sänfte und goldenem Schirm gegen die Sonne. „Der ist mächtiger als ich“, dachte er. „Wäre ich doch der Fürst.“ Und er wurde der Fürst.

Doch die Sonne stach durch den goldenen Schirm, sie dörrte die Felder und ließ sein Gesicht glühen. „Die Sonne ist mächtiger als ich. Wäre ich doch die Sonne.“ Und er wurde die Sonne. Er brannte auf die Erde herab, versengte das Gras, bis sich eine Wolke vor ihn schob und seine Strahlen einfach schluckte. „Die Wolke ist mächtiger. Wäre ich doch die Wolke.“

Als Wolke goss er Regen herab, ließ Flüsse über die Ufer treten und riss Dörfer fort. Nur einer rührte sich nicht: der Fels am Berg. „Der Fels ist mächtiger als ich. Wäre ich doch der Fels.“ Und er wurde der Fels und stand unbewegt in Sonne und Regen.

Bis er eines Morgens ein Geräusch hörte, hell und beharrlich, Schlag um Schlag. Unten an seinem Fuß stand ein kleiner Mann mit Hammer und Meißel und brach Stück für Stück aus ihm heraus.

„Ein Steinhauer ist mächtiger als ich“, rief der Fels. „Wäre ich doch wieder ein Steinhauer.“

Und der Geist des Berges sprach: „Du sollst es sein.“

Da stand er wieder am Fels, den Meißel in der schwieligen Hand, hörte den hellen Klang seiner Schläge und wünschte sich nie wieder, ein anderer zu sein.

WAS SICH LÖST

Wer immer sein will, was er nicht ist, bleibt ewig der Kleinste. Die eigene Kraft liegt dort, wo man schon steht.

HERKUNFT

Meist als japanisches Märchen erzählt, die Herkunft ist verwickelt: ältester bekannter Druck 1842 bei Wolter Robert van Hoëvell, berühmt geworden durch Multatuli im Roman „Max Havelaar“ von 1860, später bei Andrew Lang im „Crimson Fairy Book“ von 1903 nach David Brauns' „Japanische Märchen“ von 1885. Ob die Wurzel japanisch oder chinesisch ist, ist nicht sicher belegbar.

6. Banzan und das beste Fleisch

Banzan war viele Jahre unterwegs, um die Erleuchtung zu suchen. Er saß in kalten Hallen, befragte Meister, wälzte Schriften. Was er suchte, fand er nicht dort. Er fand es an einem gewöhnlichen Vormittag auf dem Markt.

Die Gassen waren voll. Händler riefen ihre Preise, Körbe voller Rettiche wechselten die Hände, irgendwo gackerte ein Huhn. Banzan schob sich durch das Gedränge, ohne Ziel, den Geruch von Fisch und feuchtem Holz in der Nase. Vor dem Stand eines Metzgers blieb er stehen, weil dort zwei Männer verhandelten.

Der Kunde beugte sich über die ausgelegten Stücke. Er tippte mit dem Finger auf die Theke und sagte: „Gib mir das beste Stück Fleisch, das du hast. Nur das beste.“

Der Metzger wischte sich die Hände an der Schürze ab. Er sah den Kunden ruhig an und antwortete: „In meinem Laden ist jedes Stück das beste. Du kannst hier kein einziges Stück finden, das nicht das beste ist.“

Banzan stand still. Der Lärm des Marktes ging weiter, die Rufe, das Feilschen, das Gackern. Aber in ihm war etwas zur Ruhe gekommen. Kein Stück schlechter, kein Stück besser. Nichts, das erst noch gut werden müsste. Alles, was da lag, war ganz, so wie es war.

Bei diesen Worten eines Metzgers, nicht eines Meisters, erwachte Banzan. Er verneigte sich vor der Fleischbank und ging als ein anderer davon.

WAS SICH LÖST

Was ganz ist, muss nicht erst verglichen werden. Wer aufhört, sich in besser und schlechter zu sortieren, entdeckt, dass auch er selbst nie das schlechtere Stück war. Und vielleicht ist selbst das Unvollkommene genau so gemeint, wie es ist.

HERKUNFT

Zen-Buddhismus, Japan. Überliefert in der Sammlung „101 Zen Stories“ (1919, Nyogen Senzaki und Paul Reys), später Teil des Klassikers „Zen Flesh, Zen Bones“ (1957). Banzan Hōshaku lebte im Japan des 18. Jahrhunderts.

7. Die zwei Taschen

In der polnischen Stadt Peschis'cha lebte vor zweihundert Jahren der Rabbi Simcha Bunim. Er war Apotheker gewesen, ehe er Rabbi wurde, und vielleicht kam daher seine Art, Weisheit wie Medizin zu dosieren: das richtige Mittel zur richtigen Stunde.

An einem Winterabend saßen seine Schüler um den Tisch, die Kerzen flackerten, draußen knirschte Schnee unter den Stiefeln der Heimkehrenden. Einer fragte, wie ein Mensch bestehen solle zwischen Stolz und Verzagtheit.

Der Rabbi griff in seinen Mantel und sagte: „Jeder Mensch soll zwei Zettel bei sich tragen. Einen in der rechten Tasche, einen in der linken.“

Die Schüler warteten.

„Auf dem einen Zettel soll stehen: Für mich wurde die Welt erschaffen.“ Er ließ die Worte stehen wie einen vollen Becher. „Und auf dem anderen: Ich bin Staub und Asche.“

Ein Schüler runzelte die Stirn. „Beides zugleich, Rabbi? Das widerspricht sich doch.“

„Eben darum sind es zwei Taschen“, sagte Simcha Bunim. „Die ganze Kunst ist zu wissen, wann man in welche greift. Wenn du klein geworden bist, wenn du dich wertlos fühlst und meinst, auf dich komme es nicht an, dann zieh

den Zettel, der sagt: Für mich wurde die Welt erschaffen. Wenn du aber groß geworden bist in deinen eigenen Augen, wenn du auf andere hinabsiehst, dann zieh den anderen: Ich bin Staub und Asche.“

Er sah in die Runde. „Wer nur den einen Zettel trägt, wird hochmütig. Wer nur den anderen trägt, zerbricht. Ein Mensch ist erst ganz, wenn er beide bei sich hat und im rechten Augenblick den rechten hervorholt.“

WAS SICH LÖST

Gesunde Selbstliebe balanciert zwischen Würde und Demut. Beide Wahrheiten gehören zu uns, die Kunst liegt darin, im richtigen Moment die richtige hervorzuholen.

HERKUNFT

Chassidische Überlieferung, zugeschrieben Rabbi Simcha Bunim von Peshis'cha (Polen, 1765 bis 1827). Die beiden Sätze stammen aus der Mishna (Sanhedrin 4,5) und aus der Tora (Genesis 18,27).

8. Iss, mein Mantel

Nasreddin war zu einem großen Festessen geladen. Er kam gerade von der Feldarbeit, klopfte sich den Staub von den Kleidern und ging so hin, wie er war: in seinem abgetragenen Alltagsgewand.

Am Tor musterte man ihn von oben bis unten. Niemand grüßte ihn, niemand führte ihn zu einem Platz. Die Diener trugen dampfende Platten an ihm vorbei, als wäre er Luft. An der Tafel rückte man zusammen, damit er nirgends Platz fand. Nasreddin stand eine Weile am Rand, hörte das Klirren der Schüsseln und das Lachen der Gäste. Dann ging er.

Zu Hause zog er seinen prächtigen Pelzmantel an, das teuerste Stück, das er besaß. So kehrte er zurück. Kaum trat er ein, eilte der Hausherr persönlich herbei. Man verneigte sich, man führte ihn zum Ehrenplatz, man schob ihm die feinsten Schüsseln zu. „Greif zu, Hodscha! Kostbarer Gast!“

Nasreddin setzte sich. Dann fasste er einen Zipfel seines Pelzmantels, tauchte ihn tief in die Suppenschüssel und sagte laut: „Iss, mein Mantel, iss!“

Am Tisch wurde es still. Der Hausherr beugte sich vor. „Hodscha, was tust du da?“

„Ich gebe dem Gast zu essen, der eingeladen wurde“, sagte Nasreddin und tunkte den Ärmel in den Reis. „Vorhin kam ich als Mensch, und ihr habt mich weggeschickt. Jetzt kam der Mantel, und ihr habt ihm den Ehrenplatz gegeben. Also gebührt ihm auch das Essen. Iss, mein Mantel, denn dich hat man eingeladen.“

WAS SICH LÖST

Wer Menschen nach Kleidern und Status bemisst, ehrt Stoff statt Seele. Der eigene Wert hängt nicht davon ab, wie viel Glanz andere an einem sehen wollen.

HERKUNFT

Nasreddin Hodscha, türkische Volksüberlieferung, einer der meisterzählten Schwänke überhaupt. International bekannt als „Eat, my fur-coat, eat“, unter anderem in der Nacherzählung von Aziz Nesin.

9. Der Weise am Stadttor

Die Mittagshitze lag auf der Straße, und der Staub der Karren hing in der Luft, als der erste Wanderer das Stadttor erreichte. Im Schatten des Torbogens saß ein alter Mann auf einer Steinbank, den Rücken an der warmen Mauer. Am Brunnen daneben füllte ein Wasserträger seine Schläuche.

Der Wanderer setzte sein Bündel ab und wischte sich den Staub aus dem Gesicht. „Sag mir, Alter, wie sind die Menschen in dieser Stadt? Ich überlege, ob ich bleibe.“

Der Alte blinzelte in die grelle Sonne. „Wie waren sie dort, wo du herkommst?“

Der Wanderer spuckte in den Sand. „Frag nicht. Falsch, geizig, unfreundlich. Einer neidet dem anderen das Brot. Deshalb bin ich fort.“

„Genau solche Menschen wirst du hier finden“, sagte der Alte. Der Wanderer schulterte sein Bündel und ging weiter, und der Staub seiner Schritte stand noch eine Weile über der Straße.

Gegen Abend, die Steine des Tores gaben die Hitze des Tages zurück, kam ein zweiter Reisender den Weg herauf. Auch er blieb stehen, grüßte, bat den Wasserträger um einen Schluck und fragte: „Wie sind die Menschen in dieser Stadt?“

„Wie waren sie dort, wo du herkommst?“

Das Gesicht des Reisenden wurde weich. „Gute Leute. Freundlich, hilfsbereit, ehrlich. Der Abschied ist mir schwergefallen.“

„Genau solche Menschen wirst du hier finden“, sagte der Alte. Der Reisende dankte und trat durch das Tor.

Der Wasserträger setzte seinen Schlauch ab. „Zwei Fremde, dieselbe Frage, und du gibst zwei Antworten. Welche stimmt?“

Der Alte sah dem Reisenden nach, bis er zwischen den Häusern verschwunden war. „Beide. Jeder findet hier die Menschen, die er mitbringt.“

WAS SICH LÖST

Die Welt antwortet uns in dem Ton, in dem unser Inneres sie anspricht. Wer mit sich selbst im Frieden ist, findet freundliche Menschen an jedem Ort.

HERKUNFT

Weit verbreitete Wandergeschichte ohne belegbaren Urheber, in deutschen Sammlungen meist mit „Verfasser unbekannt“ geführt. Sie wird mal als Sufi-Geschichte, mal als Geschichte von einem alten Bauern oder Wüstenvater erzählt, eine ältere schriftliche Quelle ist nicht nachweisbar.

10. Der Adler, der ein Huhn sein sollte

Ein Bauer stieg in die Berge, um einen Vogel für seinen Hof zu fangen. In einem Nest hoch am Fels fand er einen jungen Adler. Er nahm ihn mit, setzte ihn zu den Hühnern in den Hof und gab ihm Körner und Küchenabfälle. Der Adler wuchs zwischen Hühnern, Enten und Truthähnen auf. Er scharrte im Staub, pickte Körner und gackerte, so gut ein Adler gackern kann. Fünf Jahre lang.

Eines Tages kam ein Naturforscher über das Land und blieb am Zaun stehen. Er schaute lange in den Hof. „Das ist ein Adler“, sagte er. „Der König der Vögel.“

„Das war einmal“, sagte der Bauer. „Ich habe ihn zum Huhn erzogen. Er wird nie fliegen.“

„Er hat das Herz eines Adlers“, sagte der Forscher. „Er wird fliegen.“

Am nächsten Morgen hob der Forscher den Vogel auf seinen Arm. „Du bist ein Adler“, sagte er. „Breite deine Schwingen aus und flieg.“ Der Adler sah die Hühner unten im Staub picken und sprang zu ihnen hinab. Am zweiten Tag stieg der Forscher mit ihm auf das Dach des Hauses. Wieder sah der Vogel nach unten, wieder flatterte er zu den Hühnern in den Hof.

Am dritten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, trug der Forscher den Adler auf einen Berg. Tief unter ihnen lag der Hof, winzig im Dunst. Der Forscher hob den Vogel hoch, sein Arm zitterte unter dem Gewicht. „Du bist ein Adler, schau in die Sonne“, sagte er.

Der Adler drehte den Kopf. Das erste Licht traf seine Augen. Ein Zittern lief durch den großen Körper, die Schwingen öffneten sich, Schlag um Schlag. Dann stieß er den Schrei eines Adlers aus, erhob sich in den Morgenhimmel und kam nie mehr zurück.

WAS SICH LÖST

Du bist nicht das, wozu deine Umgebung dich erzogen hat. Was in dir angelegt ist, bleibt lebendig und wartet nur darauf, dass du den Blick hebst.

HERKUNFT

Zurückgehend auf James Aggrey, Erzieher und Missionar aus Ghana, der die Geschichte in den 1920er Jahren erzählte. Weltweit verbreitet durch Anthony de Mello und zahllose deutsche Sammlungen, meist unter dem Titel „Der Adler, der nicht fliegen wollte“.

11. Der Krug mit dem Riss

Ein Wasserträger in Indien trug jeden Morgen zwei große Tonkrüge an einer Holzstange über den Schultern. Der Weg führte vom Fluss den Hügel hinauf zum Haus seines Herrn, eine gute Stunde durch Staub und Morgenhitze, und die Stange knarrte bei jedem Schritt.

Der eine Krug war makellos. Er kam oben immer voll an, kein Tropfen fehlte. Der andere hatte einen feinen Riss in der Wand. Was der Träger am Fluss hineinschöpfte, sickerte unterwegs zur Hälfte heraus und verlor sich im Boden. So ging das Tag für Tag, zwei Jahre lang: ein voller Krug, ein halber.

Der makellose Krug war stolz auf sich. Der Krug mit dem Riss aber schämte sich. Eines Morgens, als der Träger ihn am Ufer ins Wasser tauchte, brachte er es endlich heraus. „Ich muss mich bei dir entschuldigen“, sagte er. „Durch meinen Riss verliere ich die Hälfte deiner Arbeit. Du plagst dich den Hügel hinauf, und ich lasse dein Wasser in den Staub laufen. Wirf mich weg und nimm einen besseren Krug.“

Der Wasserträger schwieg einen Moment. Dann sagte er: „Wenn wir gleich hinaufgehen, schau nicht auf den Weg. Schau an den Rand des Weges. Aber nur auf deiner Seite.“

Der Krug tat es. Und zum ersten Mal sah er, was er zwei Jahre lang übersehen hatte: Auf seiner Seite des Pfades blühten Blumen, rot und gelb und weiß, ein schmales Band aus Farbe den ganzen Hügel hinauf. Auf der anderen Seite wuchs nur dürres Gras.

Oben am Haus setzte der Träger seine Last ab. „Ich weiß seit langem von deinem Riss“, sagte er. „Darum habe ich auf deiner Seite Samen gestreut. Jeden Tag, auf jedem Gang, hast du sie gegossen, ohne es zu merken. Von diesen Blumen habe ich meinem Herrn den Tisch geschmückt, den ganzen Sommer lang.“

WAS SICH LÖST

Was du für deinen schlimmsten Makel hältst, kann genau die Stelle sein, an der du die Welt bewässerst. Nicht trotz des Risses, sondern durch ihn. Der Riss ist die Stelle, durch die das Licht hereinkommt.

HERKUNFT

Moderne Lehrgeschichte, meist als indische Volksgeschichte erzählt, manchmal als chinesische oder marokkanische. Eine alte Quelle gibt es nicht. Nachweisbar ist sie erst seit den 1990er Jahren, verbreitet über Predigten, Rundmails und Anthologien im englischen Sprachraum, unter anderem in der Nacherzählung von Mary Dessein als „a tale from India“, und von dort in deutsche Sammlungen gewandert. Eine anonyme Wandergeschichte des späten 20. Jahrhunderts also, in indischem Gewand.

12. Der Wert einer Flasche Wasser

Das Kühlregal im Supermarkt summte. Ein Mann nahm eine Flasche Wasser heraus, einen halben Liter, blaue Kappe, das Etikett minimal schief aufgeklebt. An der Kasse legte er fünfzig Cent hin.

Mittags stand dieselbe Flasche im Automaten des Fitnessstudios, gleiches Etikett, gleiche schiefe Naht. Ein Euro. Abends stellte ein Barman sie neben ein Glas mit zwei Eiswürfeln und schrieb vier Euro auf die Rechnung. Am nächsten Morgen, hinter der Sicherheitskontrolle, kostete sie fünf Euro fünfzig. Er zahlte, ohne hinzusehen, und vergaß sie auf dem Beifahrersitz.

Zwei Wochen später brach sein Wagen auf einer Schotterpiste zusammen, weit im Süden, kurz nach Mittag. Der Motor tickte beim Abkühlen. Ringsum lag Geröll, kein Schatten, kein Mast, kein Ton außer dem Wind, der Sand über die Motorhaube schob. Sein Handy zeigte kein Netz.

Da lag sie noch. Blaue Kappe, das Etikett schief.

Er trank in kleinen Schlucken und zählte sie mit. Nach der ersten Stunde legte er sich unter den Wagen, in den handbreiten Streifen Schatten. Nach der zweiten klebte ihm die Zunge am Gaumen, und das Blech über ihm knackte in der Hitze. Er rechnete, ohne es zu wollen. Für einen weiteren halben Liter hätte er den Wagen gegeben,

sofort, ohne Verhandlung. Die Uhr seines Vaters dazu. Den Ring. Alles, was im Handschuhfach lag, und die Wohnung obendrauf.

Gegen vier kam ein Lastwagen. Der Fahrer stieg aus, warf einen Blick in den offenen Motorraum und schüttelte den Kopf. Dann holte er einen Kanister mit Trinkwasser von der Ladefläche, nahm dem Mann die leere Flasche ab und schraubte sie auf. Er füllte sie randvoll, bis es überlief.

„Langsam trinken“, sagte er. „Bis zur Werkstatt sind es zwei Stunden.“

Der Mann griff nach seiner Brieftasche. Der Fahrer sah ihn an, als hätte er etwas Unhöfliches gesagt, und stieg wieder ein.

Auf der Fahrt drehte der Mann die Flasche im Licht. Dieselbe blaue Kappe. Dasselbe schiefe Etikett. Dasselbe Wasser wie im Kühlregal. Zwei Stunden vorher hätte er alles dafür gegeben, was er besaß. Genommen hatte es niemand.

WAS SICH LÖST

Dieselbe Flasche ist an jedem Ort etwas anderes wert. Nicht weil sich die Flasche ändert, sondern weil sich ändert, wie sehr sie gebraucht wird. Wer sich billig behandelt fühlt, steht oft nur am falschen Ort.

HERKUNFT

Eine überlieferte Erzählung dazu gibt es nicht. Der Stoff kursiert seit 2021 als Merksatz mit Preisliste, im Englischen zurückgehend auf einen Beitrag von Mbulelo Mpande, den Brent Lindeque im September 2021 auf Good Things Guy aufgriff, im Deutschen als Spruchbild auf zahlreichen Portalen. Der Gedanke dahinter ist viel älter und in der Wirtschaftswissenschaft als klassisches Wertparadoxon bekannt. Was du eben gelesen hast, ist die erzählte Ausgestaltung des Merksatzes, geschrieben für dieses Buch.

ZWEITER TEIL

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann entdecke,
wie es weitergeht.

**Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link,
um direkt zur Bestellung zu gelangen:**



Zum Buch